



Hannelore Neumann

geb. am 25.05.1942



Erlebnisbericht und Spurensuche eines ostpreußischen Hunger- und Waisenkindes

Auf der Suche nach:

- **meiner verlorenen Identität (1947-1978)**
- **den Spuren meiner Mutter in Königsberg (Pr) /Kaliningrad und Masuren (1994 bis 2015)**

Es gibt auf der Welt einen einzigen Weg, auf welchem niemand gehen kann,
außer dir. Wohin er führt? Frage nicht, gehe ihn. (Friedrich Nietzsche)

Zeittafel

November 1947 Beginn meiner Erinnerungen

- Ankunft in Bernburg an der Saale
- Geburtsdaten werden geschätzt
- die ersten Pflegeeltern

1948-1964 die zweiten Pflegeeltern

- 1950 Einschulung
- 1958 bis 1961 weiterführende Schule: „Fachhochschulreife“
- 1961 bis 1964 Akademie des sozialistischen Binnenhandels: „Industriekaufmann“
- 1958 bis 1964 die schwierigen Jahre ab der Pubertät
- 1959 bis 1961 Suchaktion über den Rat des Kreises Aschersleben, Abteilung Jugendhilfe

Juni 1964 Republikflucht

- Neuanfang in Frankfurt am Main

- **Januar 1965** Gründung der Familie und Geburt unseres Sohnes

Juli 1964 bis August 1978

- Suche nach der Herkunft , meinen Wurzeln – „*wer bin ich eigentlich*“ mit Unterstützung des Kindersuchdienstes in Hamburg (Deutsches Rotes Kreuz) und meiner Familie

August 1994 bis Juli 2015

- auf den Spuren meiner Mutter in Königsberg/Pr. und Masuren

Juni 2010 Königsberg/Kaliningrad

- Gedenkstein
- „Unser Leben damals“ Rede zur Einweihung des Gedenksteines

November 1947 – Ankunft in Bernburg an der Saale

Im November 1947 kam ich als Waisenkind, ohne Identität, mit einem Kindertransport im Güterwaggon aus Königsberg /Pr. in Mecklenburg an. Da wir Kinder verlaust, unterernährt, unter der Krätze litten und sehr krank waren, wurden wir zunächst in eine Quarantäne-Station gebracht.

Nach 2-3 Wochen, als es der gesundheitliche Zustand so einigermaßen zuließ, wurden die Waisen in der damaligen „Sowjetischen Besatzungszone“ verteilt. Zusammen mit einigen größeren Jungen kam ich nach Bernburg an der Saale in Sachsen Anhalt.

Dort, im Wartesaal des Bahnhofes, wurden wir von einem Arzt und einem Herrn, der für die Übernahme der Kinder und Unterbringung in Waisenhäuser, Krankenhäuser oder bei Privat-Personen verantwortlich war, erwartet. Die Bahnhofsmission versorgte uns mit dem Nötigsten.

Alle Kinder wurden mit Namen und Geburtsdaten registriert. Als ich an die Reihe kam, konnte ich fast nichts von mir sagen. Ich war eingeschüchtert und hatte Angst: Fremde Menschen, Kälte, keine wärmende, keine schützende Hand. Die größeren Kinder konnten Auskunft geben „ Die heißt Hannelore Neumann und kommt aus Königsberg“. Mehr wussten sie auch nicht. Die Frage nach meinem Alter beantwortete ich auch nicht. Was nun? Die Narben dieses Hungers und die Entbehrungen der letzten beiden Jahre hatten auch mich gezeichnet: Beinchen, dünn wie Stöcke, ein Wasserbauch und ein übergroßer Schädel. Ich wurde ausgezogen. Da uns allen die Haare geschoren waren, musste der Arzt sich vergewissern, dass ich wirklich ein Mädchen bin. Er schätzte mein Alter auf vier Jahre. So wurde das Geburts-Jahr 1943 festgehalten. Jetzt fehlten noch Monat und Tag. Er fragte mich: „Wann möchtest Du Geburtstag haben?“ Meine Antwort war: „ Heute“. So kam ich am 11. November 1947 in Bernburg an der Saale im Bahnhof, im Wartesaal zweiter Klasse, zu geschätzten Geburtsdaten, mit denen ich bis 1978 leben sollte.

Nach der gründlichen Untersuchung hörte ich den Arzt sagen: „ Kinderheim oder Krankenhaus überlebt das Kind nicht. Entweder nehmen Sie das Mädchen mit nach Hause oder ich.“

Herr Füllert, dem die Verantwortung für die Unterbringung der angekommenen Kinder übertragen war, nahm mich mit nach Hause. Er und seine Frau, die schon selbst zwei eigene, größere Kinder hatten, nahmen mich auf und wurden für fünf Monate meine erste Pflegefamilie. Füllert's versuchten mich, ein kleines Bündel Mensch, zurück ins normale Leben zu führen. Einfach war das nicht. Mein Körper streikte bei jeder Nahrungsaufnahme. Ich krümmte mich vor Schmerzen und oftmals musste ich mich übergeben. In den vergangenen zwei Jahren, von 1945 bis 1947, ernährten wir uns in Königsberg zunächst von irgendwelchen gefundenen Vorräten in Kellern und Ruinen. Später von Brennesseln, Wassersuppen, Melde, Löwenzahn und von den Knospen der Bäume, Kartoffelschalen aus dem Abfall der Russen. Der Hunger war übermächtig. Die Kleinsten überlebten diese katastrophalen Zustände in der zerstörten und geschundenen Stadt kaum. Viele starben auch mein kleiner Bruder.

Als die Russen die Sowjetische Besatzungszone (SBZ) „säuberten“ und Menschen, die nicht in's System passten oder anderer Meinung waren, verhafteten, wurde auch mein Pflegevater festgenommen. Da nun der Ernährer für unbestimmte Zeit ausfiel, konnte ich nicht mehr in der Familie bleiben und sollte in ein Heim. Eine junge Frau, Tante Lisa, kam zu Besuch und hörte die entsetzlichen Nachrichten. Spontan nahm sie mich mit und brachte mich zu ihren Eltern. Dort durfte ich vorerst bleiben.

Frühjahr 1948 bis Juni 1964 - die zweiten Pflegeeltern, Frieda und Hugo Schröder

„Wir haben wieder ein Mädchen, die hat der Esel im Galopp verloren“, war die Erklärung für meine Aufnahme. Die beiden Töchter hatten gerade geheiratet und das Elternhaus verlassen. In dem kleinen Zweifamilien-Haus lebten im Frühjahr 1948 die Eltern meines Pflegevaters, die Pflegeeltern und eine eingewiesene 4-köpfige Flüchtlingsfamilie aus Ostpreußen. Es war nicht schwer, mich „einzuleben“. Ich durfte mit Puppen von den eigenen Töchtern spielen. Überhaupt alles, womit ich mich beschäftigen konnte, wurde erlaubt. Aber auch hier in der Anfangszeit hatte ich noch immer die körperlichen Schmerzen und Verdauungsprobleme. Das ging solange bis ich mir die Mahlzeiten wünschen konnte. So gab es: Milchsuppe, Milchsuppe, Milchsuppe - vermutlich die ostpreußische „Klunker Suppe“. Nachts hatte ich Träume, in denen ich in schwarze Löcher fiel und nach meiner Mutter schrie. Wie unbeschreiblich ängstlich fühlte ich mich allein und verlassen in dem Mädchenzimmer. Schließlich wurde ein Bett im Schlafzimmer der Pflegeeltern aufgestellt und die einsamen, alptraumbeladenen Nächte ließen nach. Oftmals wollte ich aus meinem vorherigen Leben erzählen. Doch was ich rausbrachte, konnte keiner glauben und schon gar nicht verstehen. Mein Bedürfnis, über meine schrecklichen Erlebnisse zu reden, wurde stets mit dem Satz: „Die Rieke spinnt mal wieder“ beendet.

Ganz langsam konnte und musste ich bei den täglichen Arbeiten mithelfen. Den kleinen Küken, Enten, Kaninchen galt mein Interesse. Bald musste ich die Tiere füttern und gut versorgen, da das Fleisch eine wichtige Nahrungsquelle war. Die Pflegeeltern arbeiteten als Landarbeiter bei Bauern und das Halten von Kleintieren trug zu ihrem Lebensunterhalt bei. Sie waren arm und lebten sehr bescheiden. Wenn das Korn gemäht war, gingen wir auf das Stoppelfeld und suchten die Hamsterlöcher auf. Dann wurde solange gegraben, bis die Hamsterkammer und möglichst auch der Hamster gefunden war. Aus der Kammer wurde das gehamsterte Korn genommen, der Hamster geschlachtet, sein Fell abgezogen. Der Rest wurde gekocht oder gebraten, in Gläsern aufbewahrt, später gegessen. Vom Hamsterfell bekam ich Mütze, Schal und Handschuhe genäht, die wärmten wunderbar. Für die Graupensuppe fingen wir Spatzen. Unter dem Treppenaufgang vom Hof zur Veranda im Parterre wurde ein Netz mit einer Klappe gespannt. Darunter wurde Korn geworfen. Wenn die Spatzen das entdeckten, flogen sie hinein und fraßen sich die Bäuchlein voll. „Batch“ wurde die Klappe geschlossen und die Spatzen konnten nicht mehr raus. Ich wurde durch das Kellerfenster geschoben und musste die Spatzen fangen. Dann wurden ihnen die Köpfe abgerissen, die Federn entfernt, die Eingeweide entnommen. Der Rest wurde mit Graupen verkocht. Die nächsten Tage gab es „Graupensuppe mit Spatzen“. Diese in Bescheidenheit lebenden Leute nahmen noch ein Kind auf, schickten „die Rieke“ nicht weg. Eine menschliche Größe, die mir erst viel, viel später bewusst wurde.

1949 wurde aus der SBZ die Deutsche Demokratische Republik gegründet. Das Land wurde reformiert. Die Bodenreform beinhaltete, dass den Großgrundbesitzern Land, das größer als 400 Hektar war, enteignet und den Kleinbauern zur Bewirtschaftung übertragen wurde. Davon profitierten auch meine Pflegeeltern. Sie bewirtschafteten nun zwei Hektar Land. Im Stall standen zusätzlich eine Kuh, mindestens zwei Schweine und eine Gänseschar. Eines Tages brachte ich Eier mit. Die fand ich in einem verlassenen Nest an dem kleinen Flüsschen „die Wipper“, das sich durch den Ort schlängelte. Wir legten die Eier unter ein Huhn, das brüten wollte und siehe da, sie brütete Wildenten aus. Für viele Jahre waren diese Tiere und ihr Nachwuchs der absolute Leckerbissen für die ganze Familie.

Kurz vor meiner Einschulung setzte sich das Jugendamt mit meinen Pflegeeltern in Verbindung. Anlass war der Adoptionsantrag eines anderen Ehepaares. Meine Pflegeeltern wollten mich behalten und nahmen „das Kind in Pflege“. Ich durfte nun Mama und Papa sagen. Für Papa war ich von Anfang an „das Blümchen“.

Im Herbst 1950 war ich soweit gekräftigt, dass ich eingeschult werden konnte. Die Klasse bestand aus Flüchtlingskindern und Kindern von Einheimischen. Das Lernen machte mir Spaß. Ich war eine gute Schülerin und erhielt oftmals Auszeichnungen. Diese bestanden in den ersten Klassen aus Naturalien, wie gestrickte Strümpfe, Handschuhe, neue Schuhe o.ä. Die Grundschule ging bis zur achten Klasse. Handverlesene Schüler, deren Eltern auf DDR-Linie waren, konnten die erweiterte Oberschule mit dem klassischen Abitur besuchen. Sehr begabte Schüler auch. Andere gingen auf die weiterführende Schule bis zum Fachabitur und wer keine Lust mehr zum Lernen hatte, trat nach der achten Klasse eine handwerkliche Lehre an. Die Lehrer entschieden für mich das Fach-Abi. Anschließend wurde ich an der Akademie des Sozialisten Binnenhandels zum Industriekaufmann ausgebildet.

Je älter ich wurde, je bewusster erlebte und spürte ich, wie fremd die Pflegefamilie mir war.

Ich fühlte mich als Waisenkind und das bedeutete für mich:

- Unter fremden Menschen leben und aufzuwachsen
- Gezwungen zu sein, deren Gewohnheiten annehmen zu müssen
- Ausgeschlossen sein aus den engen familiären Bindungen, der bestehenden, gewachsenen Pflegefamilie,
- In einem völlig anderen „Kinder-Leben“, ohne eigene Wurzeln, aufzuwachsen.

Wohl dem Charakter, der sich in dieses Fremdsein fügen kann. Ich konnte es nicht.

Stand mit meinem Inneren oftmals außerhalb der vorgegeben gewachsenen Strukturen mit den seelischen Schmerzen, die das Unverständnis versucht zu verstehen.

Von meinen Pflegeeltern wurde ich nicht in den Arm genommen aber auch nicht geschlagen. Die Erziehung bzw. Maßregelungen bestanden seitens der Pflegemutter aus fürchterlich bösen Blicken. Keine Erklärung – nur diese bösen Blicke. Ich rätselte: Was hatte ich falsch gemacht? Warum war dieses Handeln nicht richtig? Die Antwort musste ich selbst herausfinden. In der Pubertät ein schwieriges Vorgehen. Nicht mehr Kind und noch nicht Frau, durcheinandergewirbelt mit all dem körperlichen und seelischen Durcheinander, den Irritationen, hat mich schwer getroffen. „Wer bin ich wirklich? Die Rieche, die der Esel im Galopp verloren hat?“ Ich wurde sehr schwierig im täglichen Umgang. „Mama“, wie ich sagen durfte, wollte mich nicht mehr ertragen und drohte mir: „Du musst in's Heim“. Ich wollte wissen, wer ich bin, und bat darum, meinen Vater suchen zu dürfen. „Wenn er gefunden werden könnte, würde ich zu ihm gehen“, so tröstete ich mich.

Die eingeleitete Suchaktion durch den Rat des Kreises Aschersleben über das Deutsche Rote Kreuz in Hamburg verlief ohne Ergebnis. Mir wurde im Juni 1961 gesagt, dass die Akte von der Abteilung Jugendhilfe geschlossen worden war. Ich wollte nicht glauben, dass von meiner Familie niemand mehr lebte. Verzweifelt, traurig, elend, und wie in der Pubertät, waren die Selbstmordgedanken wieder da. Niemand verstand mich oder bot mir Hilfe an. Das ganze „Waisen-Elend“ bestimmte meinen Tag und meine Zeit.

In diesem Zustand wurde ich auch von meiner Jugendliebe verlassen. Die Eltern hatten nicht erlaubt, dass sich ihr Sohn mit einer Frau liiert war, die nicht wusste, wer sie war. „Die kann ja aus sonst was für Verhältnissen stammen“.

Meine Ausbildung hatte ich irgendwie durchgezogen und im Juni 1964 abgeschlossen. Im Abschlusszeugnis der Vermerk: „In gesellschaftlicher Arbeit muss sie noch aktiver werden.“ Dafür gab es Gründe. Ich hatte nicht unterschrieben, ab dem 18. Lebensjahr für die Partei (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands – SED) zu kandidieren, da ich mich noch nicht reif genug dafür hielt. Der DDR-Staat hatte seine Methoden, wie man mit unwilligen Menschen umging. Um dieses Brandmal wieder auszubügeln, hätte ich mich sehr anstrengen müssen: Aufbaustunden leisten, Blut spenden für Vietnam, die Werke von Marx, Engels und Lenin möglichst auswendig wissen. Die Möglichkeit einen meiner Ausbildung entsprechenden Arbeitsplatz zu bekommen, war in weite Ferne gerückt.

Drei Gründe, aus diesem Dilemma einen Versuch zu wagen, auszusteigen. (Suchakte wurde geschlossen, Verlust der Jugendliebe, Vermerk im Zeugnis)

Spontaner Entschluss – Republikflucht

Mit Lothar, einem Klassenkameraden, flüchtete ich Ende Juni 1964 durch Stacheldrähte und über Minenfeld zwischen Wernigerode und Bad Harzburg über diesen Schandfleck Grenze, der Deutschland vom August 1961 bis November 1989 teilte.

Lothar und ich haben gemeinsam acht Jahre die Schulbank gedrückt. Wir Mädchen haben ihn oft verprügelt und ihn doch nie so richtig gefügig machen können. Erst in der Jugendgruppe entpuppte er sich als echter Kumpel. Wie vereinbart, schlief ich bei meiner Freundin Hanna und verriet kein Wort. Sie durfte in unser Vorhaben nicht eingeweiht werden. Mein Zeugnis schob ich unter ihre Matratze und erwähnte nur, dass Lothar mich abholen werde, und wir ein bisschen in den Harz fahren wollten.

Juni 1964

der gewagte und geglückte Schritt in die Freiheit

Lothar ist pünktlich. Mit seiner kleinen Java starten wir in den Harz, Richtung Wernigerode. Er hat nicht nur einen Kompass, auch Landkarte und eine Drahtzange mitgebracht. Es ist ein wunderschöner Sommermorgen, strahlend blauer Himmel. Die Sonne begleitet uns den ganzen Tag.

Bei Wernigerode, kurz vor dem Sperrgebiet, lassen wir das Motorrad stehen. Zu Fuß gehen wir stundenlang immer Richtung Westen. Erst per Kompass, später weist uns die untergehende Sonne den Weg. Da das Sperrgebiet schlecht beforstet ist, ist es nicht einfach, uns durch die Wälder zu kämpfen, da die Wege uns verraten würden. Hochsensibel für jedes Geräusch wie Knacken von Ästen, Schritten, Motoren strapazieren wir unsere Nerven und Körper zugleich.

Nach Stunden dieser Anstrengungen sehen wir von einer Anhöhe die Grenze mit den Zäunen und deutlich das Minenfeld aber keinen Wachturm.

Blitzartig entscheiden wir: Zurück oder weiter? „Lebend kriegen die uns nicht“! Wir legen eine kurze Pause für neue Kraft ein, atmen tief durch und los. Die nervliche Anspannung, sich in vollem Bewusstsein seiner Sinne und des Verstandes in Todesgefahr zu begeben, ist eigentlich nicht zu beschreiben. Das Gehirn fährt Achterbahn und gibt doch Befehle zum Handeln.

Lothar kann gut mit der Zange umgehen. Es gibt viele Drähte, durch die wir hintereinander krabbeln, Hautfetzen und ganze Haarbüschel hinterlassend. Über das Minenfeld springen wir nebeneinander, halten uns an den Händen fest, damit einer den anderen bei einer evtl. Verletzung weiterziehen kann. Endlich sind die die Stachel- und Drahtzäune überwunden. Ein kleiner Fluss ist plötzlich da, den wir mühelos samt unseren Schuhen, Hosen, Jacken durchqueren. Es war die Ecker. Als wir die Böschung raufrobben, hören wir ein Motorgeräusch und sehen noch einmal einen Stacheldrahtzaun vor uns. Den nehmen wir leicht, krabbeln durch. Wie wir später erfahren, der Grenzzaun auf der Seite der Bundesrepublik Deutschland. Wir schleichen weiter durch den Wald und entdecken eine Straße mit dem Hinweisschild – „Bad Harzburg 2 km“. Am Zustand der Straße und des Hinweisschildes ist uns klar - „Wir sind im Westen“!!!!!!

Freudengeschrei, Nervenzusammenbrüche, Umarmungen, wechseln sich ab. Unsere Organe reagieren postwendend. Wir müssen beide hinter den nächsten Baum und uns unendlich lange entleeren.

So gegen 19.30 Uhr bemerken Wanderer die zerzausten, blutenden und nasstriefenden Flüchtlinge. Sie fragen nicht lange und nehmen uns mit ins Gasthaus „Molkenhaus“, von Bad Harzburg. Die Wirtsleute verständigen den Bundesgrenzschutz. Noch in der Nacht werden wir im Jeep des Grenzschutzes in das Lager Friedland gebracht.

Die Nerven gehen nach 11 ½ h Stunden größter Aufmerksamkeit und körperlichen Anstrengungen eigene Wege. Wir hatten uns noch lange nicht im Griff.

Und doch ist es gerade dieser Augenblick, in dem mich zum ersten Mal der Gedanke an die Freiheit ergreift. In den Gedankenketten solch einer außerordentlichen Situation, wo Blitze durch Herz und Hirn zucken, ist jedoch klare Sicht ganz weit weg.

Drei Wochen später sind Lothar und ich Bürger der Stadt Frankfurt am Main. Schlagartig mit einer großen Portion Glück, jugendlichem Leichtsinn, gegenseitigem Vertrauen und unendlich viel Mut in unserem erwachsenen Leben mit der ersehnten, erhofften, erwünschten Freiheit angekommen. Ein wunderbares Gefühl.

Der Staatssicherheitsdienst der DDR verhörte meine Pflegeeltern und durchsuchte das ganze Haus. Beschlagnahmen wurden meine Zeugnisse, Schulhefte, Briefe von Freunden und Bekannten. Sie wollten herausfinden, wer über mein Fluchtvorhaben informiert war. Vor der Stasi hatten die Menschen in der DDR große Angst. Meine Pflegeeltern hatten mit meiner Flucht überhaupt nicht gerechnet, waren völlig überrascht und zunächst sehr traurig.

Mit der Ankunft in Frankfurt am Main nahm ich mein Leben zunächst selbst in die Hände. Ich war nicht mehr das Waisenkind und „die Rieke, die der Esel im Galopp verloren hat“. Der Lernprozess war manchmal schmerzhaft, denn mit der Freiheit und eigenen Verantwortung musste ich erst lernen umzugehen. Die Wunden aber heilten schnell. Von den Kollegen wurde ich nach anfänglichen Schwierigkeiten nicht nur akzeptiert. Als sie erkannten, wie neu alles für mich war, unterstützten sie mich wie väterliche Freunde.

Ende Juli 1964, nach meinem Einzug in ein Mädchenwohnheim in Frankfurt am Main, habe ich mich umgehend an das Deutsche Rote Kreuz in Hamburg gewandt. Ich bat den Kindersuchdienst um Einsicht in meine Suchakte. Aus Hamburg kam die Nachricht, dass der Rat des Kreises Aschersleben im Mai 1960 mitteilte, „ich hätte selbst keinerlei Interesse für evtl. aufzufindende Angehörige mehr, und dass der Fall abgeschlossen werden möge“. Das musste ich erst einmal verarbeiten. Hatte man mich in der DDR verschaukelt – auf den Arm genommen – warum? Und wieder flossen die Tränen, tagelang.

Aber jetzt war ich ein freier Mensch, nahm das Angebot des Kindersuchdienstes an und schrieb die „Bruchstücke meiner Erinnerungen“ aus der Königsberger Zeit auf. Ich wusste auch, dass meine Mutter und mein kleiner Bruder in Königsberg verstorben waren. Ich suchte meinen Vater. Eine Suchaktion wurde gestartet. (siehe auch Suchanzeige im „Das Ostpreußenblatt“ vom September 1966)

Suchanzeige

Sept. 1966



Name: vermutlich Neumann
Vorname: Hannelore
geb.: etwa 1942/43
Augen: graugrün
Haar: dunkelblond
Das Kind stammt vermutlich aus Königsberg bzw. aus der Umgebung von Königsberg (Ostpr). Es erinnert sich, daß es in einem Haus gewohnt hat, an dem Blumenkästen mit roten Blumen angebracht waren. Ferner erinnert sich das Mädchen an einen Bruder, der in einem Krankenhaus gestorben ist. Die Mutter soll ebenfalls in Königsberg in einem Krankenhaus an Typhus verstorben sein. Sie soll mit Vornamen Helene geheißen haben. Der Vater war Soldat. Am 11. 11. 1947 kam Hannelore Neumann mit einem Transport, in dem sich auch größere Knaben befanden, nach Bernburg (Saale). Zuschr. u. Nr. 65 035 an Das Ostpreußenblatt, 2 Hamburg 13.

Wenige Wochen nach meiner Ankunft in Frankfurt am Main lernte ich einen Menschen kennen, der mir alles gab, was ich in meiner Kindheit sehr vermisst habe. Geborgenheit, Wärme, Halt, Verständnis für all meine Fragen. Ich konnte mich entfalten und wurde an seiner Seite eine glückliche Frau und Mutter. Christoph war mir nicht nur Lebenspartner, sondern auch Vaterersatz, Berater in meiner beruflichen Tätigkeit und Lehrmeister für unser gemeinsames Leben. Vier Jahre Militärdienst als Soldat der Infanterie, anschließend fünf Jahre in russischer Gefangenschaft, also 9 Jahre gestohlene Jugend, hatten ihn, den gestaltenden Künstler, eine Künstlernatur, geprägt und gezeichnet.

Bereits 1965 gründeten wir eine Familie. Die Schwangerschaft und Geburt unseres Sohnes waren für uns Eltern ein „weltbewegendes“ Ereignis. Bei der Geburt unseres Sohnes war Christoph bereits 56 Jahre, ein später Vater. Für ihn ging ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung. Solange seine Kräfte es erlaubten, hat er als Vater zumindest bis zum Studienabschluss unserem Kind mit Rat und Tat mit seiner humanistischen Weltanschauung und - Weitsicht zur Seite gestanden. Das außergewöhnliche Miteinander in der Dreigenerationen-Familie durften wir 33 Jahre leben.

Schwangerschaft und Geburt meines Sohnes, Endres, lösten in mir kräftegebende Stärke aus. Da gab es ein Wesen, das zu mir gehörte, in und aus mir wuchs. Aus meinem Leben entwickelte sich ein eigenes, anderes Leben. Kein Fremder, sondern mein Kind. Zwei Personen, Vater und Sohn, die nun „meine Familie“ waren. Ich gehörte selbstverständlich dazu. War nicht mehr außen stehend, sondern der Mittelpunkt: Dem Kind in das Leben hinein verhelfen, versorgen, vom eigenen Körper durch Muttermilch ernähren. Ein bezauberndes Gefühl des gemeinsamen Lebens, der Zugehörigkeit, die ich bis dato nicht kannte. Unglaubliche Kräfte wuchsen mir in dieser Phase. Ich stand immer fester auf dem Boden.

Mit großem Verständnis für meinen Wunsch herauszufinden „*wer bin ich eigentlich*“, suchten wir gemeinsam mit Unterstützung des Kindersuchdienstes Hamburg nach meiner Identität. Erstaunlich waren die vielen gut meinenden „Eltern“, die sich meldeten. Sie wollten wohl einer ostpreußischen Waise eine Familie geben. Ich aber suchte meine Wurzeln und bestand auf erbbiologischen Untersuchungen. Nicht ein Elternpaar stimmte zu und so konnte keine Familie gefunden werden. Einer Aussage mit dem Hinweis auf meine Eltern und besonders auf meinen Vater, der aus Wien stammen sollte, ist das DRK im Besonderen nachgegangen. Von der Wiener Polizeidirektion kam leider die Nachricht, dass keiner aus dieser Familie mehr lebte. Ein Abstammungsnachweis war also nicht mehr möglich.

Große Achtung vor der Leistung und Unterstützung des Kindersuchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes in Hamburg habe ich noch heute.

Als wir 1978 eine Städte-Reise nach Wien planten, wollten wir auch das Grab meines „angeblichen Vaters“ aufsuchen und nahmen die Suchakte mit. Erstaunt stellten wir fest, dass es in Wien 42 Friedhöfe gibt. Mit Hilfe eines ehemaligen Kameraden meines Mannes erhielten wir eine Sterbeurkunde, aus der wir die Todesursache, eine zweite geschlossene Ehe und seine letzte Anschrift entnehmen konnten. Wir fanden die Witwe und Schwester „meines Vaters“, die mich beide sofort erkannten und mir zusprachen, meine Identität nicht weiter anzuzweifeln. Ich sähe meinem Vater nicht nur wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich, auch manche Gesten und Betonungen sind sehr übereinstimmend.



(Fotomontage: Vater und Tochter. Mein Vater starb im Alter von 42 Jahren. Ich bin auf diesem Bild 36 Jahre alt, die Ähnlichkeit frappierend)

Dort in Wien habe ich nach so vielen Jahren der Suche endlich meine Wurzeln gefunden. Am Grab meines Vaters hat die verletzte Seele sich durch Strömen von Tränen erleichtert. Ein Gefühl von Selbst-Bewusstsein stellte sich erst später ein. Innerlich gestärkt und wie ein neu geborener Mensch, reiste ich nach Frankfurt am Main zurück und war plötzlich 1 und ein halbes Jahr älter.

„Finden der familiären Wurzeln mit 36 Jahren“

Im Garten des Wiener Hotels stand eine große und vermutlich sehr alte Weide. Nachdem wir dieses prächtige Gewächs ausgiebig betrachtet und bewundert hatten, kam der Wunsch auf, hier draußen zu essen. Die Bedienung kam uns entgegen. Ein Tisch wurde eingedeckt und wir genossen nach einem anstrengenden Site-Seeing-Tag, die laue, frühe Abendstunde.

Die Unterhaltung drehte sich zunächst um die Erlebnisse des Tages. Wir hatten Schloss Schönbrunn besichtigt und waren voller Eindrücke, die es zu verarbeiten galt. Fragen, Überlegungen, warum war das eigentlich so und nicht so, gingen hin und her. Jeder hatte Ideen und Erklärungen. Geschichtsunterricht pur.

Als wir zum Programm für den nächsten Tag kamen und den Stadtplan studierten, bemerkte unser Sohn ganz nebenbei, dass „mein angeblicher Vater“ hier ganz in der Nähe des Hotels verstorben sei. Er hatte die Anschrift der Sterbeurkunde entnommen, die wir am Vormittag in einem Wiener Verwaltungsamt ausgehändigt bekommen hatten.

Es war zwischenzeitlich kurz nach 20.00 Uhr, - von Dunkelheit im August noch keine Spur- und so machten wir einen Spaziergang zu dem Haus, wo „er“ zuletzt gewohnt hatte. Dort kam die Idee auf: Wir klingeln einfach mal. Das Haus stand an einem Hang, hatte zur Straße einige Stufen. Ich befand mich mit meiner Familie also unten und oben öffnete eine ältere Dame die Haustür. Die Frau verharrte einige Minuten, sah nur mich an, kam dann die Treppen mit festem Griff am Geländer ganz langsam herunter, öffnete die kleine Eingangstür und sagte: „ Sie müssen sich nicht vorstellen, Sie sind die Tochter vom Franzl.“

Ich bekam den Mund nicht auf, die Atmung, das Sehvermögen, meine Sinne versagten - sicherlich nur für Sekunden- doch ich hatte in diesen Minuten zu kämpfen nicht den Verstand zu verlieren, Haltung zu bewahren. Ein Schwindelgefühl packte mich in Wellen.

Sie bat uns mit großem Verständnis für meine Lage ins Haus, ließ uns in Fotoalben schauen und da wurde auch mir klar, warum sie mich sofort erkannt hatte und sich so sicher war. Meinem Vater sehe ich wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich. Er starb mit 42 Jahren und ich war an diesem „Wurzel-Tag“ im August 1978, 36 Jahre alt.

Auf den Spuren meiner Mutter in Königsberg und Masuren bin ich seit meiner ersten Reise nach Königsberg im August 1994.

Gefunden habe ich:

- Das Haus, indem wir in Königsberg wohnten
- „unseren großen Garten“ gegenüber, an den ich mich noch schemenhaft erinnern kann
- Das Krankenhaus, indem sie gestorben ist.

Dort wurde ihr Totenschein am 17.10.1994 zweisprachig ausgestellt.

Sie starb am 17. Juli 1947 im Städtischen Infektions-Krankenhaus, Kaliningrad, (ehemaliges York Lazarett) im Alter von 34 Jahren.

Городское инфекцион-
но-венерическое
больничное отделение
Горького района
17.7.47

Totenschein

Frau Helen Neumann

Wohn. Schlageter-str. 36

12.5.1913 hier vom: 1.7.1947

17.7.1947 verstarb am: 17.7.1947

Pneumonie nach Enterokolitis bei Dystrophie

Городское инфекцион-
но-венерическое
больничное отделение
Горького района
17.7.47

Unterschrift



Моника Беляева
17.10.47.

Городское инфекцион-
но-венерическое
больничное отделение
Горького района
17.7.47

Chirurgicalische Bescheinigung

Dr. Neumann, Helene

Wohn: II прох.: ул. Ударная 36

geb.: 12.5.1913 gestorben: 17.7.47

am 17.7.47 gestorben: 17.7.1947

Erkrankung: nach Enterokolitis-
distrophie

Городское инфекцион-
но-венерическое
больничное отделение
Горького района
17.7.47

Bei jeder Reise nach Königsberg und Masuren „finde“ ich meine Mutter irgendwie. Im Juni 2015 war sie mir „in unserem großen Garten“ (ehemals Stadtgarten von Königsberg / heute Botanischer Garten) so nah, dass ich dort das dringende Bedürfnis hatte, mich bei ihr zu bedanken.

Meine liebe Mami, du bist mir heute so nah!

Es ist Ende Juni 2015, mildes trockenes Sommerwetter, 11.00 Uhr. Ich sitze in „unserem großen Garten“ und spüre dich, wie damals.

Deine Nähe tut meiner Seele so gut und gibt Trost für die vielen Jahre ohne dich.

Alles Störende möchte ich ausblenden, auf deinen Schoß krabbeln, meine Hände in deinen Haaren spielen lassen, deine mütterliche Wärme spüren und tief einsaugen.

Noch immer verlangt meine Seele nach dieser Wärme, die du mir durch die brutale, viel zu frühe Trennung nur wenige Jahre geben konntest. Deinen Schutz spürte ich noch, als du nicht mehr greifbar warst. Er gab mir ein wenig Sicherheit in den Jahren meiner Kindheit ohne dich.

Sehr spät erst habe ich begriffen, wie geschunden und misshandelt Du von dieser Welt gegangen bist. In diesem Elend hast du mich noch behütet und versorgt. Achtung für deine Haltung begleitet mich seit der Zeit, als ich Dein Schicksal erfassen konnte.

Ein großes Bedürfnis dir dafür zu danken, habe ich des Öfteren. Heute, deine Nähe spürend, bitte, höre diesen Dank.

Nun, im letzten Drittel meines Lebens wird die Entfernung zu dir immer geringer. Werden wir uns in der anderen Welt begegnen, wiederfühlen, uns erkennen?

*Mit starken, seelenverbundenen Gefühlen zwischen deiner und meiner Welt
deine erwachsene Tochter Hannelore Luise*

Gedenkstein

Im Juni 2010 haben wir, eine kleine Gruppe Königsberger Waisenkinder, auf dem Gelände der **Evangelisch-lutherischen Propstei Kaliningrad** (ehemaliger Luisenfriedhof) einen Gedenkstein aufgestellt und feierlich eingeweiht. Dieser erinnert an die vielen Kinder, die in den Jahren 1945-1948 in Königsberg und dem nördlichen Ostpreußen ihr junges Leben verloren haben (ca. 30.000).



Propst Jochen Löber gab uns die Möglichkeit, während des Gottesdienstes am 20. Juni 2010, auf unser damaliges Leben aufmerksam zu machen und den Grund für „unseren Gedenkstein“ der Gemeinde zu erklären. Den nachstehenden Text habe ich der anwesenden Gemeinde in Deutsch vorgetragen und zwei Mädchen der Jugendgruppe lasen ihn in der russischen Sprache vor.

Unser Leben d a m a l s - tagda

Wir, gebürtige Königsberger Kinder, sind gekommen, um nach mehr als 60 Jahren der Kinder zu gedenken, die das DAMALS nicht überlebt haben. Wir möchten Ihnen stellvertretend für Ihre Eltern, Großeltern und Geschwister das noch ausstehende Gebet nachschicken.

Wir danken herzlich der Gemeinde mit Herrn Probst Löber für die Erlaubnis und Bereitschaft dazu, hier und heute gemeinsam der verstorbenen Kinder im Nachkriegs-Königsberg(1945-48) zu gedenken und im Garten einen Stein aufzustellen, um die Erinnerung an all` jene kleinen, jungen Seelen wach zu halten.

Damals das waren die Jahre 1945 - 1948, in denen unsere Mütter an Seuchen, Hunger, Erschöpfung, an den vielen Vergewaltigungen entkräftet starben, uns nicht mehr ein Zuhause geben und uns liebevoll umsorgen konnten.

Damals da vegetierten wir bettelnd auf den Straßen, hausten in Häuserruinen und Kellern.

Damals hungerten wir, froren, hatten Angst unsere Geschwister, Mütter und Verwandten zu verlieren.

Damals waren wir schutzlos der Macht und Willkür fremder Erwachsener ausgeliefert.

Damals litten wir an Seuchen, Geschlechtskrankheiten, Hungerödemen an Krätze, Tuberkulose und vieles andere.

Damals wurden wir apathisch, stumm, verloren wir unser Lachen, sogar weinen konnten wir nicht mehr, wir waren ohne Zuversicht und Hoffnung, die Seelen drohten zu sterben.

Damals schien das Überleben schwerer als das Sterben, schien der Tod eine Erlösung.

Damals lebten wir oft nur weiter, weil fremde Menschen Mitleid und Güte zeigten und uns schließlich in Kinder-Lagern auffingen

Unzählige von uns haben das DAMALS nicht überlebt, hatten nicht die Kraft diese menschenunwürdigen Lebenswidrigkeiten bis zur Ausweisung 1947 / 1948 durchzustehen.

Die Kinder starben in Massen und wurden dort, so sich eine Möglichkeit ergab, in die Erde gelegt. Kaum ein Gebet, kein letzter Gruß der engsten Angehörigen konnte sie begleiten.

Wir hoffen, bitten und beten,

- das jetzt und in Zukunft die Kinder aller Nationen im Frieden leben und aufwachsen können,
- das sich solch ein Kinderschicksal niemals nirgendwo wiederholt,
- dass alle Religionen ihre Augen auf den Frieden dieser Welt richten und behutsam und verantwortlich damit umgehen. Nun lasset uns gemeinsam das Gebet, das so lange nicht gebetet werden konnte, sprechen

Vater Unser (ökumenische Fassung)

Vater unser im Himmel! Geheiligt werde dein Name. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen

(geschrieben und vorgetragen am 20.Juni 2010 während des Gottesdienstes von Hannelore Neumann)

Paulus schreibt in seinem Brief an die Römer, Kapitel 1, Vers 18:

**„So sollst du wissen,
dass nicht du die Wurzel trägst,
sondern die Wurzel trägt dich“**

Vers 18:

*Euch Heiden aber sage ich: Weil ich Apostel der Heiden bin, preise ich mein Amt, ob ich vielleicht meine Stammverwandten zum Nacheifern reizen und einige von ihnen retten könnte. Denn wenn ihre Verwerfung die Versöhnung der Welt ist, was wird ihre Annahme anderes sein als Leben aus den Toten! Ist die Erstlingsgabe vom Teig heilig, so ist auch der ganze Teig heilig; und wenn die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig. Wenn aber nun einige von den Zweigen ausgebrochen wurden und du, der du ein wilder Ölzweig warst, in den Ölbaum eingepfropft worden bist und teilbekommen hast an der Wurzel und dem Saft des Ölbaums, so rühme dich nicht gegenüber den Zweigen. Rühmst du dich aber, so sollst du wissen, **dass nicht du die Wurzel trägst, sondern die Wurzel trägt dich.***

Ja, es ist so, damals wie heute

Hannelore Neumann
im Frühjahr /Sommer 2016

18

Danke

den Menschen, die mich nach dem Tod meiner Mutter bis zur Ausweisung vor dem Hungertod bewahrten (Juli bis November 1947),
meinen Pflegeeltern in Bernburg an der Saale (Nov.1947 – Frühjahr 1948),
der Familie, in der ich aufwachsen durfte (Frühjahr 1948 – Juni 1964),
meinem Mann und meinem Sohn für ihr Verständnis und Unterstützung bei der Suche nach meinen Wurzeln,
Frau Christa Pfeiler-Iwon für ihre Recherchen über die hungernden Waisen Kinder von Königsberg und Nordostpreußen der Jahre 1945 – 1948,
dem Kindersuchdienst des Deutschen Roten Kreuzes in Hamburg